

Wer kennt Knicanin?“

Meine Annäherung an das Lager Rudolfsgnad.

(Dorothea Steinlechner-Oberläuter)



Gedenkstätte bei Knicanin, ehemals Rudolfsgnad; Banat, Serbien – April 2014

Das Kind, das ich war, hörte die Erwachsenen immer sagen:

„im Lager“

„nie hatte ich so furchtbaren Hunger wie im Lager“; „als ich aus dem Lager entlassen wurde, hatte ich 38 kg“; „gute Menschen haben uns Essen und Decken ins Lager gebracht“; „die Omama hatte im Lager ein Bett aus Stroh“; „ich habe sie im Lager kennengelernt“; „im Lager war es kalt und laut, als Abtrennung zu den anderen haben wir Leintücher aufgehängt“; „meine Cousinen waren 1 und 3 Jahre alt, als ihre Mutter im Lager gestorben ist“; „mein Bruder war in einem anderen Lager“; „wir sind aus dem Lager über die Grenze in den Westen geflohen“.

Das Kind lernt schon bald zu unterscheiden: es gibt „Hungerlager“ wie jenes, wo die Uromama Maria „am Stroh liegend“ verstorben ist und wo es so wenig zu essen gab, dass die kleine, erst einjährige Cousine des Vaters, die bei seltenen Besuchen immer sehr liebevoll mit dem Kind gespielt hatte, zu wachsen aufhörte; es gibt Barackenlager wie jenes, wo die Oma nach der Ankunft in Österreich unter Ungeziefer, Lärm und Langeweile zu leiden hatte; es gibt Kriegsgefangenenlager wie jenes, von dem der Vater über Hunger, Krankheit, aber auch Kameradschaft und Erleichterung über das Kriegsende zu berichten wusste, und es gibt die sibirischen Arbeitslager, in dem ein Freund der Eltern gewesen war und über das sich immer sehr schnell Verstummen legte, so, als hätte man schon zu viel gesagt.

Die Arbeitslager, Hungerlager, Kriegsgefangenenlager der sogenannten „Volksdeutschen“ gibt es seit mehr als einem halben Jahrhundert nicht mehr. Aber ich, die Nachgeborene, die „Kriegsenkelin“ (Bode, 2013 (2009)), bin immer noch nicht fertig damit, aus den Bruchstücken, den Fragmenten und all dem Ungesagten dahinter, das mir darüber zugetragen wurde, eine verstehbare, historisch einordenbare Gestalt zu konstruieren, und Worte zu finden, „darüber“ zu reden.

Sowohl mein Vater als auch meine Mutter sind in der Woiwodina im heutigen Serbien geboren und aufgewachsen und gehörten als Angehörige der deutschen Minderheit zur Volksgruppe der „Donauschwaben“. Sie mussten ihre Heimat – so wie Hundertausende andere auch - 1944 verlassen. Als die deutsche Wehrmacht nach ihrem Vorstoß in den Osten zum Rückzug antrat, wurden in letzter Minute ganze Orte evakuiert. Wo das zu spät geschah, flüchtete der Großteil der deutschen Bevölkerung individuell oder in großen Trecks Richtung Westen – meistens im Glauben, schon bald zu den zurückgelassenen Häusern und Gütern zurückkehren zu können – was sich jedoch nicht bewahrheiten sollte. Die, die geblieben waren, mussten nach der pauschalen Enteignung ihre Häuser verlassen. Sie wurden ausnahmslos in Arbeitslagern zusammengefasst, wobei es aufgrund der Kollektivschuldthese egal war, ob sie vorher nationalsozialistisch eingestellt waren oder ob sie im Widerstand auf der Seite der Partisanen gekämpft hatten.

„Bei Kriegsende 1944/45 kamen 195 000 (von ehemals 540 000) Donauschwaben) unter jugoslawische Herrschaft, von denen die meisten in Lagern Zwangsarbeit verrichten mussten. ... „Rund 67 000 Zivilisten sind in den jugoslawischen Arbeits- und Vernichtungslagern, etwa dem berüchtigten Lager in Rudolfsgnad, wo allein 11 000 Donauschwaben starben, umgekommen.“ (Kossert, 2008, S. 37)

Der Tod im Stroh

Meine Urgroßmutter war gemeinsam mit meiner Großmutter nach ihrer Enteignung zunächst in ein Auffanglager des Wohnorts gebracht worden. Anders als meine Großmutter, die etwas später nach Rudolfsgnad gebracht wurde, „schaffte“ es meine Urgroßmutter nicht mehr dorthin, da sie vorher verstarb.

Ihre Geschichte war oft erzählt worden, sie war für mich die „Omama“ am Stroh: Maria Oberläuter wurde als fast 80-jährige in das Lager eingeliefert. Sie war zu alt, um wie meine Großmutter Feldarbeit zu machen und blieb den ganzen Tag auf ihrem „Stroh“ liegen, das ihr als Bett dienen musste, so hieß es. Alle litten großen Hunger. Meiner Großmutter gelang es allerdings immer wieder, wertvolle Kugelschreiber, die sie vorher aus ihrem nunmehr enteigneten Geschäft genommen und

versteckt hatte, in Lebensmittel umzutauschen, sodass es ihnen besser ging als den anderen gefangenen Deutschen. Trotzdem ist die Omama immer schwächer und schwächer geworden und eines Tages gestorben. Mein Vater hat stets mit großer Liebe und großem Schmerz von ihr und diesem Tod gesprochen, bzw. geschwiegen – denn wie so oft endeten auch hier seine Erzählungen in einem Kopfschütteln und Verstummen. Vorher jedoch ist immer das Wort „Stroh“ gefallen, weshalb ich als Kind die Uromama immer wie das Jesuskind auf Stroh liegend vorgestellt habe. Und ich glaube, dass es auch genauso gewesen ist, nur dass es statt um die Geburt um das Sterben gegangen ist.

„Darüber“ reden

Ich hatte es schwer mit dieser „Omama am Stroh“ – die hier symbolisch für manch andere donauschwäbische Thematik stehen mag. Es gab bereits innerfamiliär ein verwirrendes Geflecht von Verbot und Auftrag, sich mit der donauschwäbischen Herkunft und speziell mit den Lagererfahrungen auseinanderzusetzen. Als junge Erwachsene verstärkte sich für mich diese Spannung zwischen dem Tabu und dem Wunsch nach Verstehen und nach Sprechen durch den Umstand, dass gesamtgesellschaftlich in den 80-er und 90-er Jahren die Aufarbeitung des Holocaust im Vordergrund stand und eine Beschäftigung mit den Internierungen und der Zwangsarbeit der Deutschen wie in einer heimlichen Hierarchie der Katastrophen regelrecht als ungehörig erschien. Hatte nicht Deutschland Russland überfallen? Wurden nicht von den Deutschen Millionen Juden umgebracht? Waren die Konzentrationslager nicht 1000mal schlimmer als jedes „Hungerlager“, in dem Volksdeutsche interniert gewesen sind? Sind diese Volksdeutschen nicht selbst schuld an ihrem Schicksal? Sollen sie sich nicht still und angepasst in unsere Gesellschaft integrieren und jede Anmaßung, selbst über erlittenes Unrecht zu klagen, unterlassen? So hörte ich es, und so meinte ich es auch. Es war, als würde man durch die Schilderung von „unserem Leid“ das aller vom Faschismus Verfolgten mindern wollen. Dazu kam, dass die Landsmannschaften als die offiziellen Sprachrohre der im Nachkriegsdeutschland und in Österreich entstandenen Vertriebenenverbände nicht davor zurückschreckten, in großspuriger und unsensibler Weise genau dies zu tun: Leid mit Leid aufzurechnen und sich einen Bonus dabei herauszuschlagen. Von ihrem Revanchismusdenken und ihrem eindimensionalen Geschichtsbild konnte und wollte ich mich – genau wie meine Familie – nur distanzieren.

In meinem Inneren aber lebten die Bilder von Vertreibung, Verzweiflung, Tod, Unrecht und Unglück, das meiner Familie wiederfahren war; und gleichzeitig gab es dazu ein Sprechverbot, das einem Gefühlsverbot gleichkam. Und letztendlich, und das machte die Sache nochmal komplizierter, war es ja nicht mein Schicksal, für das es dieses Sprech- und Gefühlsverbot gab, sondern das meiner Eltern und Großeltern.

„Was hätte ich gebraucht? Eine von außen kommende moralische Instanz, die mir gesagt hätte: Du darfst auch über das Familienleid traurig sein, das mindert und tilgt keineswegs die Schuld der Deutschen. Über das Leid der Juden, Zigeuner, Sozialisten, der Homosexuellen, psychisch Kranken und all der anderen von den Faschisten Gemarterten darf man gleichzeitig trauern. Die eine Trauer tilgt keinesfalls die andere.“ (Friesen, 2000:11)

Heute staune ich über die kreative Lösung, die mir damals – unbewusst – gelungen ist: Ich schrieb meine Dissertation (Oberläuter, 1985) über einen jüdischen, sozialistischen Psychoanalytiker – einen

Emigranten. So konnte so emotional tief in die Themen meiner Familiengeschichte – Verfolgung, Heimatverlust, Internierung, Vertreibung, Neubeginn, Heimweh – eintauchen, auf eine Art und Weise, die mir sowohl die lebensgeschichtlich anstehende Abgrenzung von meinem eher konservativen Elternhaus, als auch die Akzeptanz des sozialen und wissenschaftlichen Umfelds, das für mich damals relevant war, ermöglichte.

Wer kennt Knicanin?

Wer weiß von Knicanin, dem ehemaligen Rudolfsgnad und was dort geschehen ist? Wer weiß mit dem Wort Gakovo etwas anzufangen? Selbst die Suchmaschine Google gibt nur sparsame Informationen dazu her.

Bei Rudolfsgnad handelte es sich um ein sogenanntes „Lager mit Sonderstatus“. In diesen Lagern wurden alle arbeitsunfähigen Banater Deutschen, also Kinder bis 14 Jahre, Menschen über 60 Jahre, Kranke, Kinder und Mütter mit Kleinkindern (Kinder unter zwei Jahren) konzentriert. Aus der Vorgehensweise der Lagerführungen, der Lagerwachen und der Lagerverwalter wird ersichtlich, dass die "Lager mit Sonderstatus" als Vernichtungslager konzipiert waren. Sie hießen denn auch bald unter den Lagerleuten nur "Todeslager", "Hungerlager" oder eben "Vernichtungslager".

Insgesamt wurden nach 1945 10 solcher Lager zur Internierung von Deutschen in Jugoslawien errichtet.

Die wichtigsten waren:

im Banat **Rudolfsgnad** und **Molidorf**,

in der Batschka **Jarek**, **Gakowo** und **Kruschiwil**,

in Syrmien die "Seidenfabrik" in Syrmisch **Mitrowitz** und

in Slawonien **Kerndia** und **Walpowo**.

„Rudolfsgnad gilt heute als das schrecklichste Lager, in dem die meisten Donauschwaben, es handelt sich um 11 000 Tote, ihr Leben ließen.“ (Kulturstiftung, 1995, S. Band III, 698)

„Die allgemeine Internierung aller in ihren Heimatorten verbliebenen Jugoslawiendeutschen setzte Anfang März 1945 in der nordwestlichen Batschka ein. Dieselben Maßnahmen wurden anschließend in der gesamten Batschka und auch im Banat eingeleitet. In allen Lagern gab es eine hohe Zahl von Todesopfern: willkürliche Erschießungen, Misshandlungen, völlig unzureichende Nahrung und schwer physische Arbeit rafften die Insassen dahin.“ (Öhlinger, 2012, S. 87)

„Schon im November 1944 war die deutschsprachige Bevölkerung der Banater Städte auf Lager in die Nachbardörfer verteilt worden. Aus den Lagern heraus wurden die arbeitsfähigen Volksdeutschen bereits während des Rückzugs der deutschen Truppen für Zwangsarbeiten in Jugoslawien rekrutiert. ... Bis zum März/April 1945 wurde die Einlieferung der Volksdeutschen in Lager weitgehend ausgebaut, sodass dann das Leben der deutschsprachigen Bevölkerung

fast nur noch in Lagern – unter unzureichender Ernährung und einer hohen Sterblichkeitsrate – stattfand.“ (Casagrande 2003:300)

Wenigen - auch politisch und historisch sonst versierten - Menschen in meinem Bekanntenkreis sind diese Ereignisse im Detail bekannt. Auch innerhalb von Serbien hat die Aufarbeitung dieses Kapitels der Vergangenheit erst begonnen. Engagierte Menschen wie die serbische Journalistin Nadezda Radovic haben begonnen zu fragen, wo denn all diese Donauschwaben und Donauschwäbinnen eigentlich hingekommen sind und warum, die, die im Land geblieben sind, sich in einer seltsamen Verkehrung der Verantwortlichkeiten dafür schämen, im Lager gewesen zu sein und lieber ruhig sind.

„Über die Donauschwaben wird auch weiterhin geschwiegen: Gakovo, Knicanin ... Diese dunklen Schatten werden niemals erwähnt.“ (Radovic, 2010., S. 14)

Annäherung – Aufarbeitung – Dialog

Auf gesellschaftlicher Ebene gibt es jedoch ermutigende Beispiele, die spezifische historische und psychosoziale Situation der „Volksdeutschen“ jenseits von „Opferkonkurrenz“ (Kossert, 2008, S. 12) erneut in den Blick zu nehmen:

- Einer jüngeren Generation von HistorikerInnen und SozialwissenschaftlerInnen (Casagrande, 2003) (Mitrovic, 2009) (Kossert, 2008) ist es gelungen, die Thematik von Flucht, Vertreibung und Integration aus dem Kontext von Anklage und Rechtfertigung zu lösen. Diese Veröffentlichungen unterscheiden sich wohltuend von der oft larmoyanten und tendenziösen Berichterstattung donauschwäbischer Provenienz.
- Der Obmann des Verbands der Deutschen in der Wojwodina meint in einem Interview im April 2014: „Wir reden ohne Wenn und Aber über die Verbrechen, die an Deutschen begangen wurden, und wir reden ohne Wenn und Aber über die Verbrechen, die Deutsche begangen haben.“
- 1997 fand die erste Gedenkveranstaltung an den Rudolfsgräber Massengräbern statt – und zwar auf Initiative der „Gesellschaft für serbisch-deutsche Zusammenarbeit“.



- Das „Zentralmuseum der Donauschwaben“ hat rückwärtsgewandte Sentimentalität hinter sich gelassen und besticht durch ausgewogene, geschichtlich differenzierte Darstellungen und Publikationen.
- Nicht zu unterschätzen für die öffentliche Wahrnehmung ist die rumänisch-deutsche Banater Autorin Herta Müller, die in ihrem Roman „Atemschaukel“ (Müller, 2009) eine Innensicht eines sowjetischen Arbeitslagers mit den Elementen Willkür, Todesangst, Demütigung,

Entmenschlichung, Entwürdigung, Hoffnungslosigkeit und Hunger zeichnet und sich literarisch dem Nullpunkt der Existenz dabei beängstigend nähert. (Ich aber merkte: ja, man darf über die Unmenschlichkeit in den Arbeitslagern für Deutsche reden; ja, es gibt ein gesellschaftliches Interesse dafür; ja, es wird sogar der Nobelpreis dafür verliehen. Im Windschatten dieses Romans erhielt ich nochmals die Legitimation, über das eigene Familienleid traurig oder entsetzt sein zu dürfen.)

„Es stimmt also doch!“

Auf der persönlichen Ebene bin ich immer wieder und immer noch damit beschäftigt, ein Puzzlespiel zusammenzusetzen, für das es keine Vorlage gibt.¹ Ich schreibe es der Wirkung des Traumas und seiner Weitergabe in die nächste Generation zu, dass sich die Bruchstücke, von denen immer wieder neue auftauchen, einer rationalen Einordnung und kognitiv-stringenten Erfassung oft entgegenstemmen. Die Lagerthematik ist nur eine von vielen.

Hartnäckig widersetzt sich bei dem Versuch der Rekonstruktion der Familiengeschichte das Tabuisierte und Verdrängte dem Eingang in den Gesamtkanon des zugänglichen Wissens in meinem Kopf. Vieles, was mir schon bekannt ist, „vergesse“ ich wieder; Widersprüche können nebeneinander stehen, ohne dass es mir auffällt; über manch schreckliches Detail kann ich emotionslos berichten, während mich scheinbar nebensächliche Bilder zu Tränen rühren; eine für das Gesamtbild wichtige Information wische ich nachlässig zur Seite, während ich mich um manches Detail hartnäckig drehe.

So kam ich beispielsweise erst bei meinem dritten Besuch in Kubin, dem Heimatort meiner Familie väterlicherseits, auf die Idee mich zu erkundigen, wo sich dieses Lager, wo diese „Omama im Stroh“ gestorben ist, eigentlich befunden hatte. Ich bekam Auskunft von einem alten Herrn, der „unten“ geblieben war, und der selbst als Kleinkind mit seiner Mutter in diesem Lager interniert gewesen war. Ich erfuhr, dass es sich mitten im Ort befunden hatte. Ich ging zu der Stelle hin und hatte den Gedanken: „Es stimmt also doch.“, so, als hätte ein Teil von mir zwar immer „gewusst“, ein anderer aber auch daran gezweifelt, dass die Familienerzählungen wirklich eine Realität abgebildet hatten. Es stimmt also doch.

Ähnlich verhielt es sich mit Rudolfsgnad: Ich „wusste“ von der Lagererfahrung meiner Großmutter. Ich „wusste“ von Rudolfsgnad, aber es hat an die 20 Jahre gedauert, bis ich zwischen beidem eine Verbindung herstellen konnte. Angesichts dessen, dass ich – rückschauend beurteilt – schon in meiner Kindheit zu dieser Reise nach Rudolfsgnad aufgebrochen bin, muten die letzten Schritte im heurigen Jahr wie zufällig an:

Bei den Vorbereitungen für meine dritte Reise in die Wojwodina im April 2014 zog ich den Besuch eines der „Lager“ bzw. das, was davon übrig ist, vage in Erwägung und druckte die entsprechenden Routen vorsorglich – vielleicht, man kann ja nie wissen - in google-map aus.

Die Entscheidung, die Gedenkstätte in Rudolfsgnad auch tatsächlich aufzusuchen, fällt aber endgültig erst, als wir schon dahin unterwegs sind. Der Ort Rudolfsgnad, der heutige Knicanin, ist schwer zu finden. Wir irren über Feldwege und Straßen, die zwar in der Karte eingezeichnet sind, aber

¹ Meine diesbezüglichen Recherchen und Überlegungen haben mittlerweile Buchformat, vorliegender Text ist ein Ausschnitt davon.

plötzlich im Nichts enden. Ob des Fehlens jeglicher Hinweisschilder und des Kopfschüttelns einiger Menschen, die wir nach diesem „Memorial“ fragen, beginne ich, daran zu zweifeln, ob ich wirklich eine Abbildung davon im Internet gesehen, oder mir das Ganze nur eingebildet habe. Schließlich ist auch im Reiseführer für Serbien – dem einzigen, der in deutscher Sprache vorliegt – kein Wort über diese Gedenkstätte und über das, was dort bedenkenswert wäre, verloren. Und außerdem: selbst wenn wir es finden würden – was habe ich eigentlich damit zu tun, denke ich? Ich weiß ja nicht einmal, ob jemand aus meiner Familie tatsächlich dort interniert gewesen ist. Aber gut, führe ich meinen inneren Dialog weiter, du warst in Mauthausen, nun fährst du dort auch hin und nun ist es auch einfach interessant, ob es gelingt, diesen Ort zu finden und spät ist es auch noch nicht. Knicanin erreichen wir dann doch – es ist einer dieser typischen langgezogenen Orte des Banat ohne eigentliches Zentrum, wo von einer kilometerlangen Hauptstraße links und rechts die Nebenstraßen abzweigen, und wo Wohnhäuser, bäuerliche Gebäude wie Scheunen, Hühnerställe und vereinzelt Geschäfte einmütig nebeneinander stehen. Da ich eher vermute, dass das Lager in der Nähe des Bahnhofs gewesen sein muss – wie sonst hätte man die tausenden Gefangenen damals hierher bringen können – biegen wir in der Nähe von Eisenbahngleisen in eine unasphaltierte Nebenstraße ein, die alsbald in einem Feld endet. Ein zuerst misstrauischer, dann freundlicher Einwohner weist uns dann tatsächlich den Weg zum „Memorial“ auf eine Straße, die aus dem Ort weit in die Ebene des Banats hinausführt. Wir fahren kilometerweit geradeaus. Als ich auf die Frage meines Begleiters, nach was er eigentlich Ausschau halten sollte, nichts anderes zu sagen weiß, als: „Nach einem Stein auf einem Feld.“ scheint das Projekt schon fast gescheitert, als im Gegenlicht des Nachmittags in der Ferne tatsächlich ein weißes Kreuz sichtbar wird.

Der Platz des ehemaligen Lagers ist heute von Bäumen gesäumt, die eine Ahnung von der damaligen Größe vermitteln sollen. Es kommt mir klein vor und ich rätsle, ob damit vielleicht nicht bloß der ehemalige Friedhof abgezirkelt war, oder ob hier, fernab jeglicher Zivilisation sich wirklich Baracke an Baracke gereiht haben mag. Die Gedenksteine geben Kunde davon, welche Menschen hier gefangen waren und gestorben sind: es reiht sich Tafel an Tafel, manche sind von Einzelpersonen „für die Großeltern“ gestiftet, manche von Ortsgemeinschaften und Vereinen, so auch das kleine Schild, das den ehemals Gefangenen von Kubin gewidmet ist. Kubin. Also doch. Aber noch immer zweifle ich, ob meine Großmutter, 44-jährig, tatsächlich zu den hier Internierten gehört hat. Die Bestätigung erhalte ich 2 Tage später von einem Bekannten der Familie. Im Anschluss an Rudolfsgnad erfolgte ihre Überstellung in das Lager bei Gakovo, von wo aus sie ihre abenteuerliche Flucht über die ungarische Grenze in den Westen, nach Österreich, nach Salzburg unternommen hat.

Nachtrag

Zu spät, um noch jemanden fragen zu können, kam ich auf die Idee, mir vorzustellen, welche politische Einstellung meine Großmutter und auch die Uromama wohl gehabt haben mag. Erzählt wurde immer von den guten geschäftlichen und nachbarschaftlichen Kontakten zu den Serben, Juden, Kroaten und Ungarn, die im selben Dorf gewohnt hatten. Ob sie nach Jahrzehnten einer restriktiven Minoritätspolitik aufgetatmet hat, mit Aufkommen des Nationalsozialismus endlich offen deutsch sein zu dürfen? Ob sie der nationalen Hetze und Abgrenzung kritisch gegenübergestanden ist? Oder ob sie „die Politik“ lieber den Männern überlassen hat?

In der Familienerzählung ist meine Uromama immer nur als todkrank und erbarmungswürdig degradiert beschrieben worden. Irgendwann – so denke ich heute in meinem Bedürfnis, an eine Linie

weiblicher Stärke und Lebensmut anschließen zu können – irgendwann ist auch diese Maria Oberläuter in der Blüte ihres Lebens gestanden, hat geliebt, gelebt, gearbeitet, Kinder geboren und sich des Lebens gefreut. Eine Fotografie aus ihrer Jugend zeigt sie als schlanke, schöne und aufrechte Frau.



Literaturverzeichnis

- Bode, S. (2013 (2009)). *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Casagrande, T. (2003). *Die Volksdeutsche SS-Division "Prinzi Eugen". Die Banater Schwaben und die nationalsozialistischen Kriegsverbrechen*. Frankfurt: Campus-Verlag.
- Friesen, A. v. (2000). *Der lange Abschied. Psychische Spätfolgen für die 2. Generation deutscher Vertriebener*. Gießen: edition psycho-sozial.
- Kossert, A. (2008). *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945*. München: Siedler-Verlag.
- Kulturstiftung, D. (1995). *Leidensweg der Deutschen im kommunistischen Jugoslawien*. München, Sindelfingen.
- Mitrovic, V. G. (2009). *Daheim an der Donau. Das Zusammenleben von Deutschen und Serben in der Vojvodina*. Novi Sad, Ulm: Muzej vojvodine/Stiftung Donauschwäbisches Zentralmuseum.
- Müller, H. (kein Datum). *Atemschaukel*.
- Oberläuter, D. (1985). *Rudolf Ekstein - Leben und Werk. Kontinuität und Wandel in der Lebensgeschichte eines Psychoanalytikers*. Wien: Geyer.

Öhlinger, R. (2012). *Die Geschichte der Donauschwaben im 20. Jahrhundert am Beispiel der Lebensgeschichte von Georg Geidl*. Salzburg: Diplomarbeit an der Kultur- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg.

Radovic, N. e. (2010.). *Donauschwäbinnen. Frauenschicksale aus der Wojwodina nach 1941*. Salzburg: Donauschwäbisches Kulturzentrum, Haus der Donauschwaben.

Zimmermann, D. (2012). *Migration und Trauma. Pädagogisches Verstehen und Handeln in der Arbeit mit jungen Flüchtlingen*. Gießen: Psychosozial-Verlag.